

Der Regen fiel in langen, gleichmäßigen Schnüren vom Himmel und das Grau des Abends legte sich wie ein schwerer Vorhang über die Felder. Dr. Edward Bender zog den Kragen seines Mantels höher und trieb sein Pferd an, das widerwillig die Hufen auf den aufgeweichten Boden des Feldweges setzte. In Lemgo, jetzt kaum eine Viertelstunde entfernt, waren längst alle Läden geschlossen. Sein Haus lag dort in einem schmalen, steinernen Seitengässchen, nur wenige Schritte vom Marktplatz entfernt – seit zwei Generationen Sitz der Familie Bender und, unausweichlich, auch der Praxis. Eine Treppe, ein Flur, ein Raum der Medizin; darüber das häusliche Leben, sauber getrennt, wie es immer gewesen war. Seit er denken konnte.

Edward Bender war ein Mann von breiter Statur, jedoch nicht unsportlich. Ein sorgfältig gestutzter Vollbart umrahmte sein markantes Gesicht, die dunklen Augen unter buschigen Brauen blickten aufmerksam, selbst im Regen, und verrieten die Gewohnheit, stets zu beobachten. Seine kräftigen Hände hatten unzählige Male Puls gefühlt, Spritzen gesetzt, Verbände gelegt – Instrumente, die er ebenso souverän handhabte wie seine Stimme bei der Beratung. Mit seinen Anfang Vierzig trug er eine Mischung aus Erfahrung und der noch unverblästen Vitalität eines Mannes, der seine Berufung ernst nahm, ohne sich von ihr versklaven zu lassen. Der graue Mantel, nun durchnässt, und der Hut, dessen Krempe das Wasser sammelte, gaben ihm das Bild

eines Mannes, der ebenso sehr aus Pflicht wie aus Gewohnheit lebte.

Sein Vater – ein Engländer mit unbeirrbarer Haltung, ein Mann von Leder und Pfeifenrauch – war als junger Mediziner nach Deutschland gekommen und hatte in Göttingen studiert, wo er einer Lemgoer Kaufmannstochter begegnet war. Aus einer zarten Bekanntschaft war eine entschlossene Verbindung geworden, und so hatte es ihn nach Lemgo verschlagen, lange bevor Edward geboren wurde. Für Edward war diese Stadt keine Wahl, sondern Ursprung: Er kannte jede Gasse um den Marktplatz, jedes Geläut der Nicolai-Kirche; er war hier zur Schule gegangen, hatte im Apothekenhof heimlich Kräuter gestohlen und später die väterliche Praxis übernommen, wie man ein Erbe antritt, nicht ein Angebot.

Er hätte manches gelernt, hätte man ihn gelassen – Sprachen vielleicht, Philosophie, mathematische Theorien von fragwürdigem Nutzen –, doch stattdessen lernte er die Geräusche sterbender Lungen und das Gewicht jener Stille, in der kein Patient mehr fragt, ob es Hoffnung gibt. Sein Alltag bestand aus Erkältungen im November, Kindbettfieber im April und Streitigkeiten um Apothekenrechnungen im Juni. «Wahl», dachte er trocken, während der Regen von der Krempe tropfte, «ist ein Wort für Dichter, nicht für Ärzte.»

Und doch fühlte er sich auch auf eine bestimmte Art und Weise wohl mit seinem beruflichen Schicksal: die klare Ordnung von Puls und Symptom, die

Logik der Diagnose, der stille Triumph, wenn sich ein Rätsel des Körpers mit sauberem Verstand entwirren ließ. Er lebte mit der Verlässlichkeit eines Uhrwerks – und schaffte Lösungen für seine Patienten. Das passte zu seinem Wesen. Er ertrug es nicht, wenn Fragen unbeantwortet blieben. Das Ungewisse war ihm seit jeher ein Feind.

Nur am Abend, wenn das Haus endlich zur Ruhe kam, das Klappern des Geschirrs aus der Küche verklang und seine Frau sich mit der Nadelarbeit ins Wohnzimmer zurückzog, erlaubte er sich Fluchten: Sein Lesezimmer. Ein Buch. Ein Glas. Die Erinnerung an englischen Whiskey, den sein Vater stets mit einem kaum merklichen Hauch von überlegener Nostalgie genossen hatte. Ein stiller Luxus, den er nie laut eingestanden hätte.

Er hatte seine Frau nach dem Studium und der Übernahme der Praxis bei einem seiner Hausbesuche kennengelernt. Sie raubte ihm ebenso rasch den Verstand wie das Herz. Die Verlobung war bald beschlossen; ein Leben in Lemgo lag damit unverrückbar vor ihm. Nicht nur aus Leidenschaft hatte er sie geheiratet, sondern auch aus etwas Stillere: Verlässlichkeit, Zugehörigkeit, der stillschweigende Ruf nach Ordnung. Seit dem Tod seiner Eltern – Mutter früh, Vater vor vier Jahren – lebte er nun mit seiner Frau allein im großen Haus unweit des Marktplatzes. Keine Kinder. Keine Erben. Nur die Praxis im Erdgeschoss, der Duft von Tinktur und Bohnerwachs, und die Gewissheit, dass jeder Tag seinem Platz folgte wie die Zähne eines Zahnrades.

Ein plötzlicher Windstoß holte ihn zurück in die kalte, regnerische Realität dieses Herbstabends. Würde zusätzlich zum Regen noch ein Sturm aufziehen? Noch vor einer Stunde hatte er ernsthaft erwogen, den Ritt hinaus nach Leese zu verschieben – das Wetter versprach nichts Gutes, und er wusste, dass die alte Zugbrücke, die zum Gutshaus der Familie von Alversleben führte, seit Jahren keine gründliche Reparatur mehr gesehen hatte. Ein möglicher Sturm könnte sie ohne Mühe in Stücke reißen.

Er hatte in seinem Leben viele Häuser betreten, reiche und arme, fröhliche und traurige. Aber die alten lippischen Güter besaßen stets einen eigenen Charakter – schwer, stolz, mit den Spuren vergangener Jahrhunderte auf Mauern und Gesichtern gleichermaßen. Das Gut Leese war da keine Ausnahme. Einst Mittelpunkt einer florierenden Bewirtschaftung, war es nun mehr Symbol für eine vergangene Zeit des Wohlstands als tatsächlicher Betrieb; wie so viele Anwesen des niederen Landadels drohte es, langsam und ohne Skandal, einfach im Schlamm der neuen Wirklichkeit zu versinken.

Bender seufzte kaum hörbar unter dem Rauschen des Regens. In Wahrheit sehnte er sich nach seinem Lesezimmer, nach dem Geruch von Tabak, nach der dunklen Wärme polierten Holzes – und nach einem Glas bernsteinfarbenen Whiskeys. Aber er hatte Verpflichtungen. Er war der einzige Arzt in Lemgo und den verstreuten Dörfern ringsum; und selbst wenn die Sehnsucht nach England manchmal wie ein unerwarteter Stich in ihm aufflammte – eine Flucht

dorthin lag längst jenseits jeder Möglichkeit.

Ein weiterer Windstoß fuhr plötzlich über den Feldweg, biss ihm ins Gesicht und ließ irgendwo in der Finsternis einen losen Ast gegen einen Weidepfosten schlagen. Das Pferd riss kurz den Kopf hoch. Bender strich ihm beruhigend über den Hals. «Nur Wind», murmelte er, und sprach damit vielleicht ebenso zu sich selbst wie zum Tier.

Leese lag langsam vor ihm.

Er dachte daran wer ihn im Gut erwarten würde. Hildegard von Alversleben. Eine Frau von bemerkenswerter Stärke – nicht nur im Willen, sondern auch in der Selbstverständlichkeit, mit der sie seit Jahrzehnten die Geschicke der Familie lenkte. Ihr Mann war früh verstorben, kurz nachdem ihr zweites Kind geboren war. Sie hatte Sohn und Tochter fortan allein großgezogen, jede Entscheidung getragen. Als ihr Vater starb, hätte eigentlich ihr Bruder Ludwig die Geschicke übernehmen sollen; er überließ es jedoch Hildegard die Verwaltung zu führen, still und bestimmt, ohne dass ihr jemand wirklich widersprechen konnte. Bender empfand ihr gegenüber selten Sorge. Seine Besuche bei ihr dienten scheinbar weniger der Medizin als der Etikette.

Die Frau ihres Bruders, Elisabeth, lag dem Doktor schon schwerer auf der Seele. Er wusste genau, was ihr Leiden war: ein schwaches Herz, das ihr jede körperliche Anstrengung zur Last machte und unweigerlich ihre Lebensfreude minderte. Sie klagte jedoch nie; ihr Leiden war leise, sichtbar nur in dem

müden Lächeln. Ihr Platz an der Tafel war längst verloren; man brachte ihr das Essen in ihre Gemächer, und sie lebte gleichsam im Schatten des Hauses, wie eine Gestalt, die zwar dazugehört, aber nicht mehr am eigentlichen Leben teilnahm.

Regen und Wind wurden stärker, als er die Hauptstraße von Leese erreichte. Das Dorf lag menschenleer vor ihm, nur das Plätschern des Wassers aus den Dachrinnen war zu hören. Fachwerkhäuser lagen verstreut neben der Straße, die Fenster dunkel, aus einigen stieg Rauch auf.

Endlich tat sich am unteren Ende der Straße das Gut Leese auf. Dunkel lag es vor ihm, vollständig umschlossen von einem breiten Wassergraben, über dessen Oberfläche der Regen peitschte. Schilf wiegte sich im Wind und das Grau des Himmels spiegelte sich düster im Wasser der Ilse. Die Zugbrücke, die den Graben überspannte, wirkte zerbrechlich, doch die Balken schienen noch standzuhalten. Die Brücke war das Tor zu einer eigenen Welt – eine Welt, die nur schwach mit der draußen verbunden blieb.

Bender zog die Zügel an, ließ das Pferd vorsichtig traben und führte es am Rand des Hofes zu einem kleinen, überdachten Unterstand wo alte Eisenringe in den Pfosten eingelassen waren. Er befestigte das Tier mit ruhiger Hand, prüfte noch einmal das Seil und ein kurzes Schnauben des Pferdes bestätigte, dass es sicher stand.

Dann stieg er ab, strich sich das nasse Haar aus der

Stirn und betrachtete das Herrenhaus. Der Regen rann von den steinernen Mauern und die schweren Fenster wirkten wie finstere Augen, die ihn prüfend musterten. Mit einem leisen Seufzer trat er zum Türbogen und klopfte an die massive Tür.